

HIMMEL & ELBE

Hamburger  Abendblatt

Eine Beilage des Hamburger Abendblatts, der Evangelisch-Lutherischen Kirche,
der Katholischen Kirche und der Caritas in Hamburg

Freitag, 27. März 2026

Frieden?!



Editorial

Liebe Leserinnen,
liebe Leser

Sabine Tesche

Krieg im Iran, im Nahen Osten, Krieg in der Ukraine – wie kann man in diesen unruhigen Zeiten ein Magazin mit dem Schwerpunkt „Frieden“ machen? Die Himmel-&-Elbe-Redaktion fand, dass das Thema gerade jetzt nötiger denn je ist. Denn die Kirchenverantwortlichen haben unterschiedliche Antworten darauf, nachdem viele von ihnen jahrelang Pazifismus gepredigt haben. Einen Ansatz gibt die friedensethische Denkschrift der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) unter dem Titel „Welt in Unordnung – Gerechter Friede im Blick“, die Ende 2025 erschien und die Hauptpastor und Propst Dr. Martin Vetter in einem Essay erklärt und analysiert. Zudem stellen wir zwei Hamburger Gemeinden und Initiativen vor, in denen Friedensgebete eine wichtige Rolle spielen. Aktuell wissen wir noch nicht, welche Folgen der Krieg im Nahen Osten für uns in Europa haben wird – eine Flüchtlingswelle? Eine stagnierende Wirtschaft? In jedem Fall wird es auch den inneren Frieden in Deutschland stören.

Ich persönlich finde es gut, dass die Bundeswehr „verteidigungsfähig“ werden soll, auch wenn ich mir gewünscht hätte, dass hier nicht so viel in der Vergangenheit versäumt worden wäre. Der Begriff „Kriegstüchtigkeit“ hingegen löst bei vielen älteren Menschen Angst aus. Wir haben drei Menschen unterschiedlicher Generationen dazu befragt, was dieses Wort für sie bedeutet.

Und auch das Interview mit zwei Militärseelsorgern über die Veränderung des Soldatendaseins in dieser krisengeschüttelten Zeit ist sehr erhellend – denn diese Männer und Frauen müssen das ausbaden, was die Politik beschließt, wenn sie von „Kriegstüchtigkeit“ spricht.

Ich bin jedem Soldaten und jeder Soldatin dankbar, der diesen Dienst für Deutschland tut, und wenn ich einen oder eine treffe, sage ich es ihm oder ihr auch direkt. Viele sind dann sehr überrascht, und ich habe schon etliche spannende Gespräche dadurch mit Soldaten geführt.

Bei all dem Dunklen gibt es aber auch Licht und Hoffnung. Bald ist Ostern – eines der wichtigsten christlichen Feste. Darüber können Sie auf der letzten Seite lesen.

Ihre Sabine Tesche

Inhalt

Seite 3

Ein Essay zur aktuellen Denkschrift der Evangelischen Kirche in Deutschland. Und ein Jugendlicher, ein Soldat und eine Seniorin äußern sich zum Wort „Kriegstüchtigkeit“.

Seite 4

Sie setzen auf Frieden: Das interreligiöse Forum, Gebete in St. Petri und auf dem Gestüt von Albert Darboven, die Mennoniten sowie Friedensbotschafter in Wilhelmsburg.

Seite 5

Ein Gespräch mit den Militärseelsorgern Martin Jürgens und Torsten Stemmer über die Sorgen von Soldaten und Soldatinnen, Auslandseinsätze und Verteidigung.

Seite 6

Querbeet durch die Kirchenlandschaft und eine Kolumne von Pastorin Susanne Richter über Halt und Haltung.

Seite 7

Begegnung mit der Bundestagsabgeordneten Franziska Hoppermann (CDU), die dem Kleinen Michel besonders verbunden ist. Dort findet sie Halt und Inspiration.

Seite 8

Im Glaubens-Abc wird die Karwoche von Gründonnerstag bis Ostermontag erklärt.

Impressum

„Himmel & Elbe“ ist eine Beilage des Hamburger Abendblatts, der Evangelisch-Lutherischen Kirche, der Katholischen Kirche und der Caritas in Hamburg.

Redaktion

Verantwortlich: Sabine Tesche

Mitarbeit: Remmer Koch, Liv Sachisthal

Theologischer Beirat: Hauptpastor und Propst Dr. Martin Vetter

Gestaltung: Uschy Schneeclaus

Schlussredaktion: Lektornet

Titelfoto: Picture Alliance

Redaktion: 040/55 44-71157;

E-Mail: sabine.tesche@funkmedien.de

www.abendblatt.de/kirchen

Nächste Ausgabe: 26. Juni 2026

Das Konzept „Housing First Hamburg“ setzt auf Sicherheit und Rückzug durch ein eigenes Zuhause, um Menschen wieder ins Leben zu holen.

Remmer Koch

Hamburg. Erst eine eigene Wohnung, dann die Bewältigung aller anderen Probleme. Das ist kurzgefasst das Prinzip von „Housing First Hamburg“, einem innovativen Projekt in der Obdachlosenhilfe. Die eigenen vier Wände stehen am Anfang der Unterstützung und nicht am Ende.

Nina Behlau ist Leiterin dieses Projekts in Hamburg. Der Ansatz, der bereits sehr erfolgreich in einigen deutschen und europäischen Städten umgesetzt wird, hat in New York seinen Ursprung. „„Housing First“ ist für Menschen konzipiert worden, die ein hohes Maß an Hilfe brauchen, um Obdachlosigkeit überwinden zu können. Es richtet sich insbesondere an obdachlos lebende Menschen mit seelischen Erkrankungen und körperlichen Beeinträchtigungen, übermäßigem Drogen- und Alkoholkonsum, chronischen Erkrankungen oder Behinderungen“, erklärt sie in ihrem Büro im Münzviertel direkt am Hauptbahnhof.

Zu unserem Gespräch kommt auch Dirk Abramowski, ein groß gewachsener freundlicher Mann mit fröhlicher Ausstrahlung. „Ich habe lange gebraucht, mich wieder wie ein Mensch zu fühlen. Auf der Straße zu leben, ist eine harte Nummer, das gönne ich niemandem“, sagt er. Der 50-Jährige ist einer der Ersten, die vor knapp drei Jahren eine Wohnung erhalten haben. 2023 war „Housing First Hamburg“ noch ein Modellprojekt. Die Sozialbehörde hat das Projekt nun nach einer dreijährigen Pilotphase verstetigt und den Trägerverbund aus Diakonie Hamburg, Behrens-Stiftung und Kirchenkreis Hamburg-Ost mit der weiteren Umsetzung beauftragt.

„Als ich von der Möglichkeit erfuhr, war ich doch sehr skeptisch. Ich konnte zunächst nicht glauben, dass sich jemand so um mich kümmert und mich unterstützen will“, erzählt Abramowski. Zu dem Zeitpunkt lebte er sieben Jahre auf der Straße. Dem vorausgegangen war eine Wohnungskündigung. In kurzer Zeit habe er sein Zuhause räumen müssen. „Das hat mich komplett aus der Bahn geworfen. Ich habe einfach ein paar Sachen zusammengepackt und bin abgehauen.“

Die Gründe für Obdachlosigkeit sind vielfältig. Häufig sind es gravierende Lebensereignisse, die den Menschen den Boden unter den Füßen wegziehen. „In einer Verkettung von Umständen können sie alles verlieren – den Job, die Wohnung, die sozialen Kontakte. Im schlimmsten Fall leben sie dann Tag und Nacht auf der Straße, sind den harten Witterungsverhältnissen ausgesetzt, mit wenig Rückzugsmöglichkeiten, kaum Privatsphäre und in extrem unsicheren Verhältnissen“, weiß Nina Behlau. Für Menschen mit festem Wohnsitz und geregelter Leben ein unvorstellbarer Zustand, für viele in unserer Gesellschaft aber bittere Realität.

Auch Dirk Abramowski litt unter diesen Umständen. „Menschen, die auf der Straße leben, müssen ihre

Die frohe Botschaft



Die Leiterin des Projekts Housing First Hamburg Nina Behlau mit Mieter Dirk Abramowski. M. Hernan dez

„Wie ein Sechser im Lotto“

Notdurft in öffentlichen sanitären Anlagen verrichten, doch oft sind diese mutwillig zerstört worden. Solche Situationen waren dann äußerst unwürdig“, beschreibt er seinen früheren Alltag. Aber auch sonst habe es keine Rückzugsmöglichkeit gegeben, keinen sicheren Ort, um wirklich zur Ruhe kommen zu können.

Ich komme zur Ruhe und kann mich meiner Vergangenheit stellen und sie bewältigen.

Mieter Dirk Abramowski

Dann wurde er angesprochen und erfuhr von „Housing First Hamburg“ und nahm Kontakt auf. Erst per Telefon, dann folgte ein persönliches Gespräch, in dem darüber gesprochen wurde, welche Kriterien für ihn bei einer Wohnung wichtig sind. Denn bei „Housing First Hamburg“ geht es explizit nicht um eine Übergangslösung, sondern eine dauerhafte Wohnsituation muss sich der Nutzer bzw. die Nutzerin vorstellen können. Danach begannen die Mitarbeitenden des Projekts mit der Suche und fanden schließlich eine Einzimmerwohnung.

Der Vermieter lernte Dirk Abramowski kennen und sagte ihm zu.

„Das war wie ein Sechser im Lotto! Ich konnte es immer noch nicht fassen, dass mir das passiert“, sagt er, und in seinem Gesicht spiegeln sich Freude und Dankbarkeit. Der Mietvertrag wurde direkt zwischen dem Vermieter und ihm geschlossen. Nina Behlau erinnert sich an den Tag der Unterschrift: „Als ich Dirk direkt nach der Unterzeichnung begegnete, war es, als würde ich einen anderen Menschen wiedersehen. Er ging ganz aufrecht und strahlte.“

Beim Einzug in seine eigenen vier Wände waren noch nicht alle Möbel da, die es so braucht. Aber das sei am Anfang auch völlig unwichtig gewesen, meint Dirk Abramowski. „Ich habe mein Reich und bin endlich ich“, sagt er und lacht.

Das Projekt in Hamburg unterstützt die Nutzerinnen und Nutzer weiterhin auch nach der Schlüsselübergabe. Das ist das Konzept. Das ist sehr individuell, und es kommt auf den jeweiligen Bedarf an, wie umfangreich die Hilfen sind. „Mir hat mein Sozialarbeiter Justin eigentlich bei allem sehr viel unter die Arme gegriffen. Besondere Begleitung brauchte ich bei den Behördenwegen. Die Grundsicherung beantragen und veranlassen, dass die Miete direkt zum Vermieter überwiesen wird, zum Beispiel. Das waren für mich sehr hohe Hürden, bei denen ich Hilfe brauchte – und die mich teilweise immer noch überfordern“, sagt Abramowski.

Bedankt hat er sich beim Team mit einer Postkarte für all das, was es ihm ermöglicht hat. Nina Behlau sagt, das sei eine nicht alltägliche

Geste. Doch Dirk Abramowski meint: „Besonders dicke habe ich es nicht, aber ich wollte, dass ihr etwas Persönliches von mir bekommt.“

Einen Wunsch habe er eigentlich nicht. Vielleicht mal eine neue Lampe. Mittlerweile hat er sich eingelebt. In dem Haus, in dem er lebt, grüßen sich die Nachbarn, es ist ein freundliches Miteinander. Er strukturiert seinen Alltag inzwischen eigenständig und fühlt sich wohl und sicher. Nach wie vor könne er sich immer wieder daran erfreuen, ein eigenes Badezimmer zu haben. „Früher habe ich mich vor meinen Problemen hinter dem Alkohol versteckt. Jetzt habe ich einen Rückzugsort, komme zur Ruhe und kann mich meiner Vergangenheit stellen und sie bewältigen“, meint er.

Damit beschreibt Dirk Abramowski genau den Ansatz dieser Obdachlosenhilfe: zuerst eine Wohnung, dann alle weiteren Unterstützungsleistungen. Und dass dieses Konzept erfolgreich ist, hat sich sehr schnell in Hamburg gezeigt. Das sechsköpfige, multiprofessionelle Team mit viel Erfahrung in der Obdachlosenhilfe wird nicht nur die mittlerweile 43 Nutzerinnen und Nutzer weiterhin begleiten. Es wirbt ebenso engagiert dafür, dass Vermieter Wohnraum zur Verfügung stellen und Menschen Geld spenden, um beispielsweise Lebensnotwendiges für den Start in der Wohnung oder andere Unterstützungen zu finanzieren.

Infos: www.housing-first.hamburg

Krieg und Interessenkonflikte fordern Antworten. Friedensethische Ansätze setzen auf gemeinsames Handeln und Schutz vor Gewalt.

Martin Vetter

Hamburg. In voller Wucht begegnet mir der Krieg gegen die Ukraine im Kino. „20 Tage in Mariupol“ heißt der Film, der kurz vor dem vierten Jahrestag des russischen Angriffs in den Hamburger Zeise Kinos zu sehen ist. Der Dokumentarfilm des Pulitzer-Preisträger Mstyslav Chernov begleitet die Arbeit eines ukrainischen AP-Journalisten-Teams in der ukrainischen Stadt Mariupol. Als einzige internationale Reporter vor Ort halten sie Kriegsbilder aus den ersten Tagen des Angriffs fest, darunter Gräueltaten der russischen Invasion im Frühjahr 2022: Das Leid der Zivilbevölkerung, Massengräber und die Bombardierung einer Entbindungsklinik. Die Bilder schockieren. Was passiert da im Krieg?! Von heute auf morgen versinkt eine Welt in Leid und Schmerz.

Dass nicht nur in der Ukraine gekämpft wird, ist eine traurige Wahrheit unserer Tage. Derzeit blickt die Welt angespannt auf den Nahen Osten und den völkerrechtswidrigen Krieg im Iran. Krieg an so vielen Orten der Erde! Der russische Angriff auf die Ukraine aber rückte die akute Bedrohung ins eurozentrische Bewusstsein. Das gilt nicht nur für Politik, Wirtschaft und Kultur. Angesichts dieses Kriegs und anderer internationaler Konflikte stellt sich auch in den Kirchen neuerlich die friedensethische Frage nach dem Umgang mit der Gewalt. Wichtige Impulse dazu leistet die friedensethische Denkschrift der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD): „Welt in Unordnung – Gerechter Friede im Blick“. Dieser Text wurde im November 2025 publiziert. Bereits im Februar 2024 erschien das Friedenswort der deutschen Bischöfe unter dem Titel „Friede diesem Haus“. Beide Texte wollen und können keine fertigen Antworten geben. Sie regen allerdings die Leserinnen und Leser an, sich am Leitbild des „Gerechten Friedens“ zu orientieren – ein Leitbild, das seit den 1990er-Jahren das ökumenische Friedenshandeln bestimmt.

Das Leitbild des „Gerechten Friedens“ hat vier Dimensionen Worum geht es? Das Leitbild verbindet den Gerechten Frieden in vier unterschiedlichen Dimensionen: Ein erstes Grundelement des Gerechten Friedens ist der Schutz vor Gewalt. Dieser Schutz basiert auf dem staatlichen Gewaltmonopol sowie dem völkerrechtlich verbürgten territorialen Schutz der Staaten. Die sicherheitspolitische Resilienz, zu der auch die Fähigkeit zur Verteidigung und zur Abschreckung gehören, sei heute neu zu bedenken.

Die zweite Dimension überschreitet den Aspekt individueller Unversehrtheit, insofern ein Gerechter Frieden auch ein gemeinschaftliches Leben in Freiheit fördert. Drittens ist im Kontext des friedensethischen Leitbildes unver-

zichtbar, soziale Ungleichheiten abzubauen, mit anderen Worten Armut und Ausgrenzung entgegenwirken. Viertens basiert ein Gerechter Friede auf einem friedensfördernden Umgang mit gesellschaftlicher Pluralität, die etwa kulturelle, religiöse und weltanschauliche Vielfalt ermöglicht.

In Summe begreift sich der Gerechte Friede als Prozess abnehmender Gewalt und zunehmender Gerechtigkeit. Dieser Gedanke klingt bereits im biblischen Bildwort der Psalmen an, dass „Gerechtigkeit und Friede sich küssen“ (Psalm 85,11). Friedensethisch bedeutsam ist auch die Vision vom endgültigen Frieden im Buch des Propheten Micha: „Sie werden ihre Schwerter zu Pflugscharen machen und ihre Spieße zu Sicheln. Es wird kein Volk wider das andere das Schwert erheben, und sie werden hinfort nicht mehr lernen, Krieg zu führen“ (Micha 4,3). Welch ein Traum! Die Menschen werden es verlernen, Krieg zu führen.

In Deutschland diskutieren wir gerade über den neuen Wehrdienst. Der sorgt unter Jugendlichen für Gesprächsstoff. Viele fragen sich: Wird man wirklich eingezogen? Was bedeutet das für mein Leben?

Die Debatte um einen neuen Wehrdienst besorgt auch viele Eltern. Hier könnte der Vorschlag der EKD einer allgemeinen Dienstpflicht hilfreich sein, neben Alternativen zum Wehrdienst auch der Freiwilligkeit den Vorrang zu geben. – Micha indessen zeichnet das Bild einer befriedeten Welt. Es setzt voraus, dass sich Gottes Herrschaft vor aller Augen offenbart. Mich fas-

zinieren diese prophetischen Worte aus dem 8. Jh. v. Chr. Angesichts der Kriege und Krisen unserer Tage klingen sie revolutionär. Michas Worte sind utopisch und atmen doch auch in unserer Zeit die Sehnsucht nach Frieden. Als Aufnäher war „Schwerter zu Pflugscharen“ in den 1980er-Jahren ein bedeutendes Symbol der Friedensarbeit in der DDR. Es bedurfte Mut, dieses Emblem zu tragen.

Das klare Bekenntnis zum Gewaltverzicht klingt auch im Slogan der westdeutschen Friedensbewegung an: „Frieden schaffen ohne Waffen“. Als Ende der 1980er-Jahre

die Entspannung einsetzte und entlang der innerdeutschen Grenze die Mauer fiel, schien vielen der ersehnte Frieden zum Greifen nahe.

Eine Welt voller Liebe, aber auch voller Bosheit und Gewalt In welcher Welt leben wir heute? Die Friedensdenkschrift der EKD sagt es so: Wir leben in einer „Welt in Unordnung“. Der Wille zur Verständigung schwindet. Interessenkonflikte sind unübersehbar. Dazu setzen autokratische Mächte ihre eigenen Interessen mit allen Mitteln durch, ohne dies zu kaschieren. Wie ist Frieden also möglich in einer Welt, in der wir Liebe und Mitmenschlichkeit erleben, aber auch Bosheit und Gewalt?

Derzeit scheiden sich in der Ökumene die Geister insbesondere am Umgang mit der Gewalt: Auf der einen Seite begreifen sich Christen und Christinnen in einer pazifistischen Tradition. Sie propagieren ein gewaltfreies Handeln. Darin orientieren sie sich an Jesu Haltung, klassisch formuliert in einem Wort der Bergpredigt: „Selig sind,

die Frieden stiften“ (Mt 5,9). Auf der anderen Seite plädieren Christen dafür, angesichts von Cyberwaffen, hybrider Kriegsführung und Folgen für die Klimakrise im

Sie werden ihre Schwerter zu Pflugscharen machen und ihre Spieße zu Sicheln.

Prophet Micha (4,3)

Kontext eines Gerechten Friedens, den Schutz vor Gewalt zu stärken. Hier geht der Schutz vor Gewalt auch mit Verteidigung und Waffengewalt einher.

Insbesondere die jüngste Friedensdenkschrift der EKD folgt dieser Linie. Das Gebot der Nächsten-

liebe – so das theologische Argument – gebiete auch den Schutz vor Gewalt.

Beide Seiten berufen sich auf den Gerechten Frieden: Ein Gerechter Friede entsteht dort, wo neben der Waffenruhe auch Freiheit in Gemeinschaft aufsteht. Er beruht sodann auf gerechten Lebensverhältnissen sowie einem gedeihlichen Zusammenleben möglichst aller Menschen in Freiheit und Gleichheit. Hinzu tritt der Schutz vor Gewalt – und bedingt als „robustes“ Element der Friedensethik den skizzierten Dissens.

Das Leitbild des Gerechten Friedens ist anspruchsvoll. Zumal es auf der Anerkennung einer universalen, international anerkannten Rechtsordnung beruht. – Wie geht man aber mit Autokraten um, die nicht gewillt sind, das internationale Recht zu halten?! Die kirchliche Friedensethik gibt darauf keine klare Antwort, beruht sie doch ihrerseits auf dem neuzeitlich-europäischen Glauben an eine rechtliche Einhegung der Gewalt.

Dennoch: Das ökumenische Leitbild des Gerechten Friedens ist keine weltfremde Träumerei. Es umreißt die Aufgaben der Kirchen, denen humanitär beizustehen, denen Leid geschieht. Es gewährt allen, die von Not und Krieg betroffen sind, seelischen Beistand, einschließlich der Soldatinnen und Soldaten sowie deren Familien. Doch auch über die Grenzen der Kirche hinaus ermuntert das Konzept eines Gerechten Friedens zum Nachdenken.

Konkret: Wer verdient an der aktuellen Rüstungsspirale? Wie können Initiativen gestärkt werden, die im Raum der Zivilgesellschaft die Demokratie stärken und zur Friedensbildung beitragen?

Angesichts der Kriege unserer Zeit mahnen die Kirchen, sich im Ringen um eine gerechtere und friedlichere Welt nicht mit einfachen Antworten zu begnügen.

Der Autor ist Hauptpastor und Propst an der Hauptkirche St. Nikolai.



Die Statue „Schwerter zu Pflugscharen“ von Jewgeni Vuchetich steht in New York. Die Figur war 1959 ein Geschenk der Sowjetunion an die UN.

Hele n Corbe tt / picture alliance / dpa

Eine Welt in Unordnung: Was können wir tun?

Was löst das Wort „Kriegstüchtigkeit“ bei Ihnen aus?



Joshua Rist (16): „Das Vertrauen auf einen allmächtigen Gott gibt mir Halt. Doch wie kann ich diesen

Glauben mit der Kriegstüchtigkeit unter einen Hut bekommen? Ich finde das ehrlich gesagt schwer. Ich könnte mir nicht vorstellen, in einem Krieg zu kämpfen. Ich denke, dass ich aufgrund meiner Moral auch kein guter Soldat wäre. Deshalb bin ich jedem dankbar, der uns schützt und seine Zeit investiert, um in der Bundeswehr zu dienen, da ich das nicht könnte und möchte.“



Oberstleutnant Karsten B. (39): „Für mich als Soldat ist das Wort Kriegstüchtigkeit zu-

nächst lediglich ein Begriff, der von der Politik gewählt wird, um eine gewisse Wirkung zu erzielen. Dass diese ‚Tüchtigkeit‘ niemals zur Anwendung kommen muss, ist meine große Hoffnung. Am besten beschreibt es die Analogie: Wie ein gut ausgebildeter Arzt, der sich keine kranken Patienten wünscht, ihnen aber bestmöglich hilft und sie versorgt, wenn es notwendig ist.“

Bun desw e hr



Dorothea Koch (90): „Das Wort löst bei mir böse Erinnerungen und pures Entsetzen aus. Am Ende

des Zweiten Weltkriegs war ich zehn Jahre alt und habe viele Bilder im Kopf, wie ich im Keller die Angriffe erlebte. Als über den Angriff Russlands auf die Ukraine berichtet wurde, waren diese Bilder wieder da. Seither dreht sich die Rüstungsschraube weiter. Und auch Deutschland ist mit dabei, obwohl wir aus eigener Erfahrung wissen müssten, dass es in Kriegen nur Verlierer gibt.“

PRIVAT (2)

Frieden sichern durch Begegnung und Austausch

Das interreligiöse Forum, Gebete in St. Petri und auf dem Gestüt von Albert Darboven, die Mennoniten sowie Friedensbotschafter in Wilhelmsburg: In Hamburg gibt es viele Projekte, die sich für Versöhnung und Verständigung einsetzen

Das Friedenslicht immer wieder neu entzünden

Wiebke Spannuth

Wilhelmsburg. Ein kräftiger Wind fegt über den Schulhof der Katholischen Bonifatiuschule in Wilhelmsburg. Eine Böe erwischt die Friedenslaterne, die Scheibe klirrt, die kleine Flamme erlischt. Josefina, Liliana und Fortune schauen sich kurz an, dann zünden sie das Licht wieder an. „Wir versuchen es einfach noch mal“, sagt Josefina.

Diese Szene ist sinnbildlich für das, was die drei Friedensbotschafter gemeinsam mit ihrer Lehrerin Ulrike Seyffarth tun: das Friedenslicht immer wieder neu entzünden, auch wenn Gegenwind herrscht. Was als Jahresthema begann, ist Bestandteil des Schullebens geworden. In jeder Klasse werden zwei Kinder gewählt, die Frieden glaubwürdig vorleben. „Nicht die Rauflustigen aus erzieherischen Gründen“, betont die Lehrerin und Beauftragte für Schulpastoral, „sondern die, die das wirklich repräsentieren.“ Sie sollen Vorbilder sein.

Die Aufgaben sind konkret: Jeden Donnerstag tragen die Botschafter die Friedenslaterne von Klasse zu Klasse, lesen Gebete vor und erinnern an respektvollen Umgang miteinander. Sie helfen bei Gottesdiensten, gestalten Aschermittwoch ein Kreuz aus Asche und Grassamen, das bis Ostern wächst, ein Zeichen für neues Leben und Hoffnung. Sie backen Brot zum Gründonnerstag und teilen es mit ihren Klassen. Einmal im Jahr bilden alle eine Menschenkette um die Schule, schreiben „Frieden“ in verschiedenen Sprachen auf den Boden oder stellen sich als große Taube auf.



Josefina und Liliana, Ulrike Seyffarth und Fortune (v. r.). Spannuth

Auch außerhalb der Schule engagieren sich die Jugendlichen: Zu Nikolaus verteilen sie mit finanzieller Unterstützung des Bonifatiuswerks Geschenke an Senioren im Malterstift, besuchen soziale Einrichtungen und pflegen Kontakte zu benachbarten Moscheen. „Frieden geht jede Religion an“, so Seyffarth. Frieden zeigt sich auch im Alltag. Wenn es Streit gibt, greifen sie ein. „Wir versuchen zu schlichten“, sagt Fortune. Er habe das Gefühl, „dass es schon weniger Stress gibt“. Josefina erzählt, wie sehr sie selbst gewachsen ist: „Früher konnte ich nicht vor anderen sprechen. Jetzt lese ich vor der ganzen Schule.“ Und Liliana sagt: „Vielleicht helfen wir anderen, selbst Frieden weiterzutragen.“ Seit sieben Jahren gibt es die Friedensbotschafter. Ihre Einfluss ist begrenzt. Sie sind jung. Aber sie glauben daran, dass ihr Handeln Wirkung hat, wenn sie Streit schlichten, Gebete sprechen, oder das Licht neu entzünden. Vielleicht verändern sie nicht die Weltpolitik. Aber sie verändern ihren Schulhof.



Der Pastor der Hamburger Mennoniten, Martin Schmitz-Bethge, in der Gemeindekirche. Rolf Magun

Warum Mennoniten am Gewaltverzicht festhalten

Der Pastor der Gemeinde Martin Schmitz-Bethge erklärt, wie konsequenter Pazifismus aussehen kann

Liv Sachsthal

Fast etwas romantisch klingt der Name: „Friedenskirche“. Die Realität kann jedoch – wie die Geschichte der Mennoniten zeigt – ihren Mitgliedern einiges abverlangen. Es geht um eine Haltung von Konsequenz, Mut und Risikobereitschaft im Zeichen der „Wehrlosigkeit“, sogar wenn es bedrohlich für Leib und Leben wird. Mit ihrer geradlinig pazifistischen Positionierung setzen die Mennoniten auch heute einen Kontrapunkt zu den Entscheidungen, die in Deutschland nach Beginn des russischen Angriffskrieges auf die Ukraine gefallen sind. Die Mennoniten postulieren Gewaltverzicht. „Es gibt eine Zeitenwende“, sagt Martin Schmitz-Bethge, Pastor der Mennoniten-Gemeinde zu Hamburg und Altona, mit Bezug auf Olaf Scholz’ historische Rede. „Aber die hat vor

2000 Jahren stattgefunden, als Jesus ans Kreuz gegangen ist und unsere Schuld auf sich genommen hat. Das ist die Zeitenwende.“

In den Zeiten von Jesus habe es nicht weniger Gewalt und Bedrohung gegeben als jetzt, so der Pastor. Jesu Verhalten unter der Erfahrung von Besetzung und Gewalt – damals seitens der Römer in Israel – diene somit als Leitbild für die aktuelle Situation. „Wir glauben, dass Jesus sehr bewusst abgelehnt hat, das Schwert zu führen. Und er hat gewaltfreie Formen des Protestes gegen Gewalt aufgezeigt wie die andere Wange hinzuhalten oder zwei statt der geforderten einen Meile mit dem Gegner mitzugehen.“

Die Konfession, die weltweit mehr als zwei Millionen getaufte mennonitische Christen in 60 Ländern zählt, geht zurück auf die Täuferbewegung im 16. Jahrhundert. Diese vertrat früher wie heute eine

Auffassung, die in einigen Punkten von den Landeskirchen abweicht. Neben der Trennung von Staat und Kirche und der Verweigerung des Eides sind Wehrlosigkeit und Mündigkeit – also die Erwachsenentaufe – wohl die markantesten Merkmale. In ihrer 500-jährigen Geschichte waren die Mennoniten deswegen auch immer wieder der Verfolgung durch staatliche und kirchliche Autoritäten ausgesetzt, haben Repressalien und Auswanderung in Kauf genommen.

Wehrlosigkeit im Sinne der Mennoniten meint jedoch keinesfalls Tatenlosigkeit. „Wenn Deutschland 500 Milliarden Euro in Kriegstüchtigkeit investiert, wie viel investieren wir eigentlich in unsere Friedentüchtigkeit?“, fragt Schmitz-Bethge. Was das aussehen könnte, machen Mennoniten weltweit mit Friedensarbeit und Konfliktbewältigungsprojekten vor. So leisten

mennonitische Gemeinden Hilfs Transporte in die Ukraine, geben Geflüchteten Obdach, fahren in Minnesota aktuell migrantische Kinder zur Schule – zum Schutz vor staatlicher Willkür.

Auch die Hamburger Mennonitengemeinde ist mit ihren 294 Mitgliedern aktiv: Neben wiederkehrenden Friedensgebeten gibt es eine gemeinsame Ringvorlesung mit der Arbeitsstelle „Theologie der Friedenskirchen“ der Universität Hamburg. Zudem trägt die Gemeinde das Mennonitische Friedenszentrum Berlin mit, das die Friedensaktivitäten aller norddeutschen Mennonitengemeinden unterstützt. Und seit Neuestem bietet das Friedenszentrum – unter Leitung von Dr. Anthea Bethge, Ehefrau des Pastors – auch Beratung in Fragen der Kriegsdienstverweigerung an. Die Nachfrage ist bundesweit deutlich gestiegen.

Aus Vielfalt Vertrauen schaffen

Thomas Kärst

„Suche Frieden und jage ihm nach“, heißt es in Psalm 34. Das bedeutet: Frieden ist kein Zustand, der einfach da ist. Man muss ihn immer wieder suchen und im Alltag einüben. In einer vielfältigen Stadt wie Hamburg zeigt sich jeden Tag neu, wie kostbar und zugleich wie anspruchsvoll dieses Miteinander ist. Im interreligiösen Dialog erlebe ich, wie sehr Religionsgemeinschaften dazu beitragen können, dass aus Vielfalt Vertrauen wächst.

Ich erinnere mich an ein Gespräch mit einem jüdischen und einem muslimischen Vertreter zur aktuellen Lage in Gaza. Am Ende sagte einer zum anderen: „Ich teile deine Meinung überhaupt nicht. Aber ich habe besser verstanden, warum du diese Meinung hast.“

In Hamburg haben wir eine vergleichsweise lange Tradition des interreligiösen Dialogs. Seit 2000 treffen sich regelmäßig die führenden Vertreterinnen und Vertreter von christlichen Kirchen sowie den jüdischen, muslimischen, buddhistischen, alevitischen, Hindu- und Bahai-Gemeinden. Wir begegnen uns also nicht erst, wenn Krisen auftreten, sondern pflegen kontinuierliche Beziehungen.

Dieses gewachsene Vertrauen trägt besonders in schwierigen Zeiten. Nach internationalen Konflikten oder erschütternden Ereignissen setzen wir gemeinsame Zeichen: durch Friedensgebete, öffentliche Stellungnahmen oder Solidaritätsbesuche in Synagogen, Kirchen und Moscheen. So wird deutlich: Wir lassen uns nicht gegeneinander ausspielen.

Inzwischen ist in Hamburg an vielen Stellen ein interreligiöses Netzwerk entstanden. In Stadtteilen engagieren sich Religionsgemeinschaften gemeinsam in sozialen Projekten, unterstützen Geflüchtete, organisieren Nachbarchaftsfeste oder beteiligen sich an Gesprächsforen. Wo Menschen einander kennenlernen, schwinden Vorurteile. Aus dem Nebeneinander wird ein Miteinander.

Und das geschieht in Hamburg schon von klein auf. Der „Religionsunterricht für Alle“ (RuFA) ist ein bundesweit einzigartiges Beispiel für einen gemeinsamen, dialogischen Religionsunterricht. Kinder und Jugendliche lernen nicht nur die eigene Tradition kennen, sondern erfahren im Dialog auch die Perspektiven anderer Glaubensrichtungen. Sie üben Respekt, stellen Fragen und entdecken Gemeinsamkeiten wie Unterschiede. Dieser Unterricht ist gelebte Friedenspädagogik.

Frieden braucht klare Haltungen. Religionsgemeinschaften stehen in der Verantwortung, menschenfeindlichen Ideologien entschieden zu widersprechen und zugleich Räume der Begegnung zu öffnen. Hamburg hat sich auf diesen Weg begeben. Unser interreligiöser Dialog ist kein Selbstzweck, sondern ein Beitrag zum gesellschaftlichen Zusammenhalt.

Pastor Thomas Kärst ist Geschäftsführer des interreligiösen Forums Hamburg.



Die beiden Militärdekan Martin Jürgens (l.) und Torsten Stemmer begleiten die Truppen auch bei Auslandseinsätzen.

Sabine Tesche

Kiel/Eckernförde. Der katholische Militärdekan Torsten Stemmer ist seit 2023 in Kiel stationiert und leitet den gesamten Seelsorgebereich im Norden Deutschlands. Nach dem Abitur war er zunächst Offizieranwärter bei der Bundeswehr. Nach seinem Theologiestudium und der Priesterweihe 2011 war er bis 2017 im Bistum Münster in der Gemeinseelsorge bevor er Militärfarrer zunächst in Wilhelmshaven und danach in Rostock wurde. Der 43-Jährige war auch mehrfach auf Auslandseinsätzen der Marine dabei, u.a. im Libanon.

Auch der evangelische Militärdekan Martin Jürgens war vor seinem Theologiestudium Marineoffizier. Er lebt in Eckernförde und ist stellvertretender Leiter der Militärseelsorge für den Norden. Er war zunächst Soldatenseelsorger in Torgelow in Vorpommern, danach einige Jahre in einer Gemeinde und seit 2010 wieder in der Militärseelsorge. Fast zwei Jahre war er im Einsatz im Ausland, u.a. in Afghanistan, im Kosovo und im Libanon.

Was reizt Sie beiden an der Militärseelsorge?

Torsten Stemmer: Was mich besonders anspricht, ist die Nähe zu den Menschen: ganz nah dran, mit ihnen unterwegs zu sein und dort das Evangelium zu verkünden. Gerade auch bei Menschen, die wir in klassischen Kirchengemeinden oft gar nicht erreichen.

Martin Jürgens: Mich reizt besonders die Arbeit mit jungen Erwachsenen und die Präsenz am Arbeitsplatz. Kirchliche Dienste müssen heute darum kämpfen, Menschen zu erreichen – wir sind dort, wo sie arbeiten und leben. Das finde ich spannend und wichtig.

Wie sieht Ihr Arbeitsalltag aus?

Martin Jürgens: Kein Tag gleicht dem anderen. Heute bin ich in Malente und halte ein lebenskundliches Seminar – also ethische Bildung für Soldatinnen und Soldaten. Daneben gibt es viel Seelsorge: Gespräche in Kasernen, Büros oder

– und die Fähigkeit, diese Ordnung zu schützen.

Martin Jürgens: Ich wollte damals, als ich jung war, Soldat werden, um Freiheit zu bewahren und Aggression abzuschießen. Verteidigung richtet sich nicht gegen ein Land, sondern gegen Angriffe. Frieden sichern heißt, bereit zu sein, ihn zu schützen.

Torsten Stemmer: Bei mir sieht es derzeit etwas anders aus, weil ich in einer Leitungsfunktion tätig bin. Meine Aufgabe ist stärker Organisation und Koordination der Militärseelsorge. In meinen früheren Standorten war der Alltag aber ähnlich wie bei Herrn Jürgens: Gespräche, Unterricht, Begleitung und Präsenz im Truppenalltag.

Mit welchen Sorgen kommen Soldatinnen und Soldaten zu Ihnen?

Martin Jürgens: Die Themen sind breit: Beziehungsprobleme, Kinder, Pflege von Angehörigen, Konflikte im Dienst oder finanzielle Sorgen. Auch Sinnfragen nach Auslandseinsätzen wie zum Beispiel nach Afghanistan treten auf. „Warum waren wir dort? War es die Lebenszeit wert?“ Diese Fragen bewegen viele.

Torsten Stemmer: Auf See ist das Zusammenleben auf engem Raum eine große Herausforderung. Hinzu kommen Sorgen um die Familie zu Hause – besonders in Krisenzeiten. Das habe ich stark während der Corona-Pandemie erlebt. Diese Belastungen wirken sich sehr auf die Stimmung an Bord aus.

Wie lässt sich der Auftrag der Bundeswehr mit christlichen Friedensvorstellungen vereinbaren?

Torsten Stemmer: Das Gebot „Du sollst nicht morden“ bedeutet für mich auch, Gewalt zu verhindern. Frieden braucht internationale Ordnung, Verträge und Bündnisse

„Frieden braucht auch eine Position der Stärke“

Ein Gespräch mit den Militärseelsorgern Martin Jürgens und Torsten Stemmer über Verteidigung, Auslandseinsätze und die Sorgen von Soldaten

– und die Fähigkeit, diese Ordnung zu schützen.

Martin Jürgens: Ich wollte damals, als ich jung war, Soldat werden, um Freiheit zu bewahren und Aggression abzuschießen. Verteidigung richtet sich nicht gegen ein Land, sondern gegen Angriffe. Frieden sichern heißt, bereit zu sein, ihn zu schützen.

Hat sich die Militärseelsorge in den letzten Jahren verändert?

Martin Jürgens: Sie ist erster geworden. Die veränderte Sicherheitslage und Begriffe wie „Kriegstüchtigkeit“ bringen eine neue Ernsthaftigkeit. Zugleich schreitet die Entkirklichung voran – wir sind oft die ersten Geistlichen, denen Soldaten und Soldatinnen überhaupt begegnen. Außerdem wird die Truppe vielfältiger, etwa durch Reservisten.

Wie stehen Sie zum Begriff „Kriegstüchtigkeit“ aus ethischer und theologischer Sicht?

Martin Jürgens: Als Bürger stehe ich hinter der politischen Feststellung, dass wir verteidigungsfähig sein müssen. Gleichzeitig erlebe ich, dass Soldatinnen und Soldaten sehr vorsichtig mit solchen Begriffen umgehen – sie sind es, die im Ernstfall die Konsequenzen tragen, während den Politikern das Wort Kriegstüchtigkeit sehr locker in den Mund nehmen.

Torsten Stemmer: Als Theologen betonen wir die Friedensfähigkeit. Frieden braucht jedoch auch eine Position der Stärke. Ich glaube, da treffen wir uns dann als Kirche ganz gut mit der deutschen Politik wieder, indem wir sagen, wir wol-



PRIVAT/ Oberfeldwebel Gubar / Bundeswehr

den Meer retteten. Da kamen die Soldaten in Wilhelmshaven wieder an und wurden von irgendwelchen Rechten beschimpft nach dem Motto: „Ihr bringt uns das Pack hierher.“ Also das hat Soldaten, die diese Menschen aus dem Meer gezogen haben, wirklich sehr belastet. Und die Aussage von Trump, in Afghanistan hätte man die Deutschen nicht gebraucht, hat natürlich die Soldaten, die da waren, auch sehr getroffen. Zumal wir wissen, dass es anders war.

– und die Fähigkeit, diese Ordnung zu schützen.

Martin Jürgens: Ich hatte gerade am Wochenende ein Gespräch mit einer Soldatin, die mit einem Soldaten verheiratet ist. Sie fragte mich, ob ich eine Idee hätte, was denn passiert, wenn sie beide irgendwohin müssen. Wer kümmert sich dann um ihre Kinder? Und die Kinder wissen ja, was ihre Eltern beruflich machen, und werden vielleicht auch in der Schule darauf angesprochen. Und wie erklären sie ihren Kindern, dass Mama oder Papa einen gefährlichen Beruf hat?

Wie erleben Sie die sicherheitspolitischen und geopolitischen Veränderungen durch den Angriff Russlands auf die Ukraine in Ihrer täglichen Arbeit?

Die Soldaten wollen nicht geehrt werden, sondern sie wollen einfach akzeptiert werden für das, was sie tun.

Martin Jürgens Militärdekan

Martin Jürgens: Soldaten verfolgen Nachrichten sehr genau. Sie diskutieren auf zwei Ebenen: persönlich – etwa Sorgen um Familie und Kinder – und fachlich über ihre Aufgaben. Bei der Marine spüren wir die Bedrohungslage in der Ostsee sehr konkret. Denn immer wieder gibt es Provokationen von russischer Seite, gerade in der Ostsee.

Torsten Stemmer: Was deutlich spürbar ist, sind mehr Übungen, längere Abwesenheiten und Verlegungen nach Osteuropa. Ganze Einheiten werden bewegt, was Fa-

milien stark fordert. Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf wird zur echten Herausforderung.

Martin Jürgens: Ich hatte gerade am Wochenende ein Gespräch mit einer Soldatin, die mit einem Soldaten verheiratet ist. Sie fragte mich, ob ich eine Idee hätte, was denn passiert, wenn sie beide irgendwohin müssen. Wer kümmert sich dann um ihre Kinder? Und die Kinder wissen ja, was ihre Eltern beruflich machen, und werden vielleicht auch in der Schule darauf angesprochen. Und wie erklären sie ihren Kindern, dass Mama oder Papa einen gefährlichen Beruf hat?

Welche Rolle spielt Seelsorge bei Auslandseinsätzen?

Martin Jürgens: Spätestens bei Todesfällen wird die Bedeutung der Seelsorge deutlich. Wenn jemand erfährt, dass ein Angehöriger gestorben ist, braucht es jemanden ohne Dienstgrad, der begleitet. Auch bei zerbrechenden Beziehungen ist seelsorgerliche Unterstützung unverzichtbar.

Torsten Stemmer: Besondere Zeiten wie Weihnachten verstärken den Gesprächsbedarf. Fern von der Familie wird die emotionale Belastung spürbar. Seelsorger bieten einen geschützten Raum ohne militärische Hierarchie.

Spielt auch der Glaube in Krisenzeiten eine größere Rolle?

Martin Jürgens: In belastenden Situationen denken viele intensiver über das Leben nach. Das führt nicht immer zu religiösen Handlungen, aber zu Offenheit für Gespräche – auch interreligiös.

Torsten Stemmer: Im Einsatz ist man näher an den Menschen als je zuvor. Gespräche entstehen oft beiläufig und gehen in die Tiefe. Diese Nähe ist einzigartig.

Martin Jürgens: Und sie ist konfessionsübergreifend. Wir fragen nicht nach Religion, sondern: „Was kann ich für dich tun?“ Das ist das Herz unserer Arbeit. Ich erinnere mich an eine Szene: Ein schwer traumatisierter muslimischer Soldat lag weinend in den Armen eines Rabbiners und sagte: „Du bist der Erste, der mich versteht.“ Das zeigt, worum es uns geht: Menschlichkeit über Religionsgrenzen hinweg.



Pastorin Susanne Richter über Halt und Haltung

Querdacht

„Unsere Werte gehen grad den Bach runter.“ Meine Freundin Eike ist besorgt: „Sie werden überall mit Füßen getreten. Guck dich doch mal um!“ Sie sitzt auf meinem Balkon und zählt an ihren Fingern die Krisenherde und Diktaturen ab. „Schau alleine mal nach Amerika! Wie soll ich da eigentlich meinen Kindern in der Schule erklären, dass sie nicht lügen und klauen sollen. Sie sehen doch, dass die Großen dieser Welt damit durchkommen.“

Ich kann sie gut verstehen. Mir geht es ganz ähnlich. Ich bin froh, dass Eike es anspricht. Einige in meinem Bekanntenkreis reden gar nicht mehr über Politik. „Ich gucke keine Nachrichten mehr“, höre ich, wenn ich in einem Gespräch sage, wie sehr mich etwas schockiert hat.

Neulich, als ich mich wieder unglaublich über eine Trump-Aktion aufrege, schüttelt ein Freund nur müde den Kopf: „Erstaunt dich das noch?“ „Zum Glück!“, sage ich da. Und merke, dass ich auch will, dass es so bleibt. Ich will mich einfach nicht daran gewöhnen, wie es grade läuft. Der Freund lächelt gequält und nennt mich eine Idealistin.

Hallo?! Es darf doch nicht normal sein, wenn Absprachen, Gesetze und Werte dieser Welt willkürlich außer Kraft gesetzt werden. Damit zerstören wir uns doch jede Grundlage für Engagement.

Nicht nur das, Stück für Stück gehen damit auch unsere Haltung, unsere Werte verloren. Das, was wir für gerecht und sinnvoll halten für unsere Welt. Unterschätzt das nicht!

Haltung und Halt sind eng miteinander verbunden. Nicht nur in der Schreibweise. Wer seine Haltung vertritt, zeigt: Es gibt etwas, was mir wertvoll ist. Und das gibt innere und äußere Stabilität: Halt eben.

Für mich spielt dabei mein christlicher Glaube mit der Nächstenliebe eine wichtige Rolle. Der ist wie ein Kompass für meine Haltung, lässt mich wachsam sein, verhindert, dass ich wegschaue, wo Unrecht geschieht. Daran reibe ich mich öfter, manchmal verzweifle ich sogar daran. Aber er ist immer da als Maßstab und Wert, und er zeigt mir einen Weg durch den Dschungel der schlechten Nachrichten.

Unsere gemeinsame Haltung als Gesellschaft ist übrigens so wichtig, dass wir sie im Grundgesetz festgelegt haben: Die Würde des Menschen ist unantastbar. Das ist unser gemeinsamer Halt und Schatz. Wer sich dafür einsetzt, zeigt: Leben ist wertvoll und schützenswert.

Wir und unser Tun sind nicht egal. Menschen, die sich so verhalten, zeigen nicht nur Haltung. Sie geben auch anderen Halt. Das brauchen wir.

Die Kolumnistin ist Pastorin bei Kirche im Dialog, ein Werk der Nordkirche.

Zum Hingehen

Die Karwoche im St.-Marien-Dom

Für einige Gottesdienste in der Karwoche gelten im St.-Marien-Dom (Am Mariendom 1) in St. Georg geänderte Zeiten:

Das Pontifikalamt mit Erzbischof Stefan am Palmsonntag, den 29. März, beginnt um 9.30 Uhr vor der St.-Ansgar-Kapelle neben dem St.-Marien-Dom und wird nach einer Prozession im St.-Marien-Dom fortgesetzt.

Am Gründonnerstag, den 2. April, beginnt das Pontifikalamt mit Erzbischof Stefan um 18.15 Uhr im St.-Marien-Dom. Die Feier der Osternacht findet in diesem Jahr bereits am Karsonnabend, dem 4. April, um 23 Uhr statt. Das Pontifikalamt beginnt vor dem St.-Marien-Dom mit dem Osterfeuer.

Die Heilige Messe zur Feier vom Leiden und Sterben Christi am Karfreitag, dem 3. April, findet unverändert wie in den Jahren zuvor um 15 Uhr im St.-Marien-Dom statt.

Zum Zuhören

Konzert im St.-Marien-Dom: „Kosmos Bach – Innovation“

Am Freitag, dem 10. April, ab 20 Uhr steht im St.-Marien-Dom (Am Mariendom 1) in Hamburg die Musik von Johann Sebastian Bach im Mittelpunkt. Im Rahmen des Internationalen Bachfestes 2026 lädt das Konzert unter dem Titel „Kosmos Bach – Innovation“ dazu ein, die Werke Bachs und anderer Komponisten wie Carl Philipp Emanuel Bach, Wilhelm Friedemann Bach, Dietrich Buxtehude, Johann Ludwig Krebs, György Ligeti und Zsigmond Szathmáry zu hören. Es werden spielen: Imme-Jeanne Klett an der Flöte, Charles-Antoine Archambault am Violoncello, Martin Klett am Cembalo und Christian Weiherer an der Orgel.

Karten für 25 € (erm. 12 €) und 15 € (erm. 7 €) können bei der Dom-Info „geist+reich“, online bei der Konzertkasse Gerdes sowie an der Abendkasse erworben werden.



Zum Mitmachen

Großes Fotoprojekt unter dem Motto: Demokratie stärken – Gesicht zeigen gegen rechts

Am 25. April verwandelt sich das Haus der Kirche in Hamburg-Niendorf (Max-Zelck-Str. 1) in ein großes Fotostudio: Für das Fotografie-Projekt „Gesichter Gegen Rechts“ können sich Interessierte professionell porträtieren lassen und mit ihrem Bild ein sichtbares Zei-

chen für Demokratie, Vielfalt, Respekt und ein friedliches Miteinander setzen.

Jede und jeder, der diese Haltung teilt, ist willkommen – unabhängig von Alter, Herkunft oder Beruf; Jugendliche ab 16 Jahren benötigen eine Einverständniserklärung der Eltern.

Das Shooting ist kostenfrei. Man kann gerne auch spontan vorbeikommen oder einen Zeitslot online buchen zwischen 14 und 18 Uhr.

Alle Infos: www.gesichtergegenrechts.org/events/hamburg-hdk/

Zum Anschauen

Interkulturelle Ausstellung „This is me – queer und religiös?“

Die Ausstellung ist ein Kooperationsprojekt mehrerer Kirchen und porträtiert Menschen aus Judentum, Islam, Christentum, Buddhismus und weiteren Traditionen, die eine queere Identität und gelebten Glauben miteinander verbinden.

In eindrucksvollen Fotogra-

fien von Ceren Saner (Berlin) zeigt sie, dass beides zusammengehören kann – und macht damit Menschen sichtbar, die in religiösen wie in queeren Kontexten oft unsichtbar bleiben. Die Ausstellung wird von einem vielfältigen Rahmenprogramm begleitet: Gottesdienste, eine

interreligiöse Podiumsdiskussion, Lesungen u. v. m. Dreieinigkeitskirche St. Georg (Kirche am Hauptbahnhof) vom 25. Mai bis zum 4. Juli.

Infos dazu unter: www.stgeorg-borgfelde.de/beitraege/queer-und-religioes

Zum Mitgestalten

Kunstinstallation im Kleinen Michel: Ein Hungertuch aus vier ehemaligen Krankenhaustüchern



Im Kleinen Michel in der Hamburger Innenstadt begleitet in der Fastenzeit eine besondere Kunstinstallation den Weg zum Osterfest. Vier ehemalige Krankenhaustücher bilden den Ausgangspunkt für ein sogenanntes Hungertuch, das im Laufe der Wochen wächst. Besucherinnen und Besucher können auf Stoffstreifen Gebete, Namen und Bitten schreiben, die nach und nach in das Tuch eingewebt werden. Am Ende der Fastenzeit verhüllt es das Kreuz dann vollständig und dient als Zeichen dafür, dass sich das Leiden Jesu mit den Erfahrungen der Menschen heute verbindet und das Osterfest gleichzeitig Hoffnung spendet.

Das Hungertuch können sich Interessierte bis Ostern während der Öffnungszeiten des Kleinen Michel anschauen und selbst mitgestalten.

Katholische Kirchengemeinde St. Ansgar (Kleiner Michel), Michaelisstraße 5

Zum Mitgehen

Kreuzweg gegen Ausgrenzung und Ungerechtigkeit

„Es ist genug!“ Unter diesem Wort aus dem Lukasevangelium (22,38) steht der 26. Kreuzweg für die Rechte der Geflüchteten. Jesus weist Gewalt zurück mit dem Ausruf: „Es ist genug!“ Angesichts des Umgangs mit Geflüchteten in den Unterkünften und Behörden, der Verschleppung von Leistungen und der Unterbringung in Zelten mitten im reichen Deutschland betonen Initiativen der kirchlichen Flüchtlingsarbeit: „Es reicht! Es ist genug!“ Seit 26 Jahren wird dieser Kreuzweg von der kirchlichen Flüchtlingsarbeit für Menschen organisiert, die heute ausgegrenzt werden, leiden und sterben an den Ungerechtigkeiten unserer Asyl- und Migrationspolitik. Dieser Kreuzweg ist sowohl ein Gottesdienst zum Karfreitag als auch eine politische Demonstration.

Karfreitag, dem 3. April beginnt sie um 12.30 Uhr auf dem Rathausmarkt und verläuft bis zur Norwegischen Seemannskirche in der Ditmar-Koel-Straße 4 (Ankunft gegen 15 Uhr).



Kreuzweg gegen Ausgrenzung und Ungerechtigkeit

Wie Franziska Hoppermann Politik und Kirche verbindet

Glaube als Kompass: Die CDU-Bundestagsabgeordnete findet im Kleinen Michel Halt, Inspiration und Kraft für ihr politisches Amt und ihr persönliches Engagement als Chormusikerin.



Der Kleine Michel ist für Franziska Hoppermann Heimat. Hier probt sie am Wochenende in verschiedenen Chor-Ensembles.



Mar celo / Hernan dez

Sabine Tesche

Neustadt. Wer Franziska Hoppermann einmal außerhalb ihrer beruflichen Tätigkeit als CDU-Bundestagsabgeordnete erleben will, muss nur in den Kleinen Michel kommen. Hier in der St-Ansgar-Kirche probt sie regelmäßig am Wochenende in verschiedenen Ensembles. Darunter ein kleineres Vokalensemble sowie ein projektbezogener Kammerchor mit Sängerinnen und Sängern aus Norddeutschland und Dänemark – geleitet von ihrem Ehemann, der bis 2024 Kirchenmusiker im Erzbistum Hamburg war und die Orgel des Kleinen Michels geplant und mit gebaut hat. Das Repertoire reicht von gregorianischen Gesängen über klassische Kirchenmusik bis hin zu modernen Chorwerken. Musik ist wie die Politik ihre Leidenschaft – die 44-Jährige versteht sie aber auch als Möglichkeit, ihren Glauben emotional zu erleben und auszudrücken. „Es heißt doch so schön, wer singt, betet doppelt“, sagt Hoppermann.

Für sie ist der Kleine Michel ihre Heimatgemeinde, in die sie mit ihrer Familie auch regelmäßig zur Messe geht. Außerdem mag sie das helle, freundliche und schlichte Innere der Kirche, die so lebendig durch die verschiedenen Gruppen – wie die togolesische, französische und philippinische – sei. „Das ist eine tolle, durchmischte Gemeinde, es gibt gelebte Integration“, sagt sie sichtlich begeistert.

Aufgewachsen ist Franziska Hoppermann in einer großen Familie in Volksdorf. Ihre Kindheit mit den vier jüngeren Geschwistern war stark durch Glauben und Gemeinschaft geprägt. Sie beschreibt

selbst, dass sie „im Prinzip in der Kirche aufgewachsen“ sei. Sie besuchte einen kirchlichen Kindergarten, dann die katholische Grundschule und anschließend das Sankt-Ansgar-Gymnasium. Dort übernahm sie bereits Verantwortung als Schulsprecherin, beendete die Schule mit dem Abitur und war anschließend während ihres BWL-Studiums in Hamburg Stipendiatin der Studienstiftung des deutschen Volkes.

Auch ihre Eltern engagierten sich stark im kirchlichen und schulischen Umfeld. Beide waren Juristen. Ihre Eltern lebten eine ökumenische Ehe – die Mutter war katholisch, der Vater ist evangelisch. Trotzdem engagierte sich ihr Vater aktiv in der katholischen Gemeinde und war dort als Lektor tätig.

Der Glaube gehörte selbstverständlich zum Alltag der Familie. Regelmäßige Gottesdienstbesuche waren fest verankert, ebenso gemeinsames Beten, mindestens als Tischgebet. „Und es war immer klar: Egal wann ich samstags heimkam, am Sonntag ging es in den Gottesdienst“, sagt sie lachend. Hoppermann beschreibt ihre religiöse Erziehung als positiv und stabilisierend. Auch während der Jugend gab es bei ihr selbst keine Phase der Distanz zur Kirche, wie sie häufig vorkommt. Im Gegenteil: Sie war Obermessdienerin, Mitglied der katholischen Pfadfinderorganisation DPSG.

Ein prägendes Erlebnis war die langjährige schwere Krebserkrankung ihrer Mutter. Die Krankheit dauerte über zehn Jahre. Ihre Mutter starb, als Hoppermann Ende zwanzig war. Als ältestes Kind übernahm sie früh Verantwortung für ihre jüngeren Geschwister und

die Familie. In dieser schwierigen Zeit spielte ihr Glaube eine zentrale Rolle: „Er gab mir Halt, Kraft und Trost, insbesondere im Umgang mit Verlust, Trauer und familiärer Neuorientierung“, sagt sie.

Für sie bedeutet Glauben auch persönliche Reflexion und innere Ruhe. Gottesdienste und Gebet betrachtet sie bewusst als Auszeiten, in denen sie sich sammelt und Kraft schöpft. Gott gebe ihr „diese unglaubliche Zuversicht, dass da noch was Größeres ist, dass es noch eine andere Geborgenheit gibt als nur das hier. Das finde ich tröstlich bei allem, was auch für schwierige Situationen so im Laufe eines Lebens passieren.“

Gott gibt mir diese unglaubliche Zuversicht, dass da noch was Größeres ist.

Franziska Hoppermann

Der Glaube sei für sie nicht nur Tradition, sondern eine aktive Lebenshaltung, die ihr Denken, ihr politisches Engagement und ihren Umgang mit anderen Menschen präge. „Vertrauen, Solidarität, Verlässlichkeit und Nächstenliebe, das sind für mich zentrale Werte“, so Hoppermann.

Schon in der Schulzeit trat sie in die Junge Union ein. Ihr politisches Interesse entstand aus zwei wesentlichen Einflüssen: ihrem christ-

lichen Werteverständnis, das sie in der CDU am besten wiederfindet, und der politischen Prägung durch ihre Familie. „Bei uns am Tisch wurde immer viel politisch diskutiert“, erinnert sie sich.

Nach ersten Erfahrungen in der Jungen Union trat Franziska Hoppermann 1999 in die CDU ein und übernahm zahlreiche Funktionen, unter anderem als stellvertretende Landesvorsitzende und Kreisvorsitzende der Jungen Union sowie als Landesvorsitzende der Frauen Union Hamburg. Ein besonderes Anliegen ist ihr die Förderung von Frauen in der Politik sowie die Senkung von Zugangshürden für politisches Engagement.

„Es ist schwierig, Frauen für die Politik zu gewinnen, denn abends ist für viele die einzige Zeit, etwas für sich zu tun. Wir konkurrieren mit Elternabenden, Musik und Sport. Da scheint ein Treffen eines kommunalpolitischen Ausschusses vielleicht nicht so attraktiv.“ Doch gerade diese kommunalpolitische Erfahrung bezeichnet sie als besonders prägend für sich, da sie direkten Bürgerkontakt ermöglicht und konkrete Auswirkungen politischer Entscheidungen sichtbar macht. „Da kann man was in seinem Umfeld bewegen.“ Da Hoppermann parallel als Beamtin im höheren Verwaltungsdienst u. a. in der Justizbehörde in Hamburg arbeitete, hatte sie zusätzliche Perspektiven auf staatliche Entscheidungsprozesse.

Keine Frage, Franziska Hoppermann ist eine Überfliegerin, die scheinbar alle ihre Tätigkeiten unter einen Hut bekommt. Mitten im BWL-Studium bekam sie ihren Sohn, der heute 19 Jahre alt ist. Seit 1993 ist sie zudem Mitglied beim Malteser Hilfsdienst. Gemeinsam

mit ihrem Ehemann, den sie als Jugendliche bei einer Kirchenveranstaltung in Ratzeburg kennenlernte, nahm sie unter anderem bei mehreren Wallfahrten mit Menschen mit Behinderungen nach Rom teil und gestaltete dort die Musik. Außerdem wirkte sie mehrfach musikalisch bei internationalen Messdienerwallfahrten in Rom mit. Seit 2025 ist sie Mitglied beim Zentralkomitee der Katholiken. Und zu Weihnachten gestaltet die ganze Familie schon mal bei der Alimaus das Krippenspiel für Obdachlose und gibt Essen aus.

Doch von all diesem Engagement erfährt man nur, wenn man sie direkt danach fragt – sie macht es aus Überzeugung. Und weil sie offenbar gut organisiert ist – dabei jedoch sympathisch, charmant und bodenständig rüberkommt.

Was hingegen öffentlich ist, ist ihr politisches Amt: Seit 2021 ist sie Mitglied des Deutschen Bundestages. Dort arbeitet sie unter anderem im Haushaltsausschuss sowie im Ausschuss für Digitales und Staatsmodernisierung. Zudem leitet sie die Enquete-Kommission zur Aufarbeitung der Corona-Pandemie. Als eine zentrale Lehre aus der Pandemie nennt sie die gesellschaftlichen Folgen sozialer Isolation. „Ich glaube, dass diese gezwungene Distanz so viel bei den Menschen an Negativem ausgelöst hat. Dieses ‚Komm mir nicht zu nahe, du bist eine potenzielle Gefahr für mich‘. Das macht bei den Zurückgewiesenen einfach immer eine Verletzung, weil man diese Gefahr gar nicht sein wollte. Das ist, glaube ich, der eine Punkt, der für so einen Bruch gesorgt hat in der Gesellschaft“, sagt sie. Am schlimmsten sei zudem gewesen, „dass wir das Ster-

ben in Einsamkeit zugelassen haben“. Man müsse künftig besser auf solche Pandemien vorbereitet sein, um die Fehler der vergangenen zu vermeiden.

Die Kirche habe es in dieser Zeit häufig leider nicht geschafft, den Menschen in ihrem Glauben zu begegnen. „Sie wirkte manchmal eher wie ein politischer Akteur, damit ging sie unter. Der Wunsch und das Bedürfnis nach Seelsorge waren während der Pandemie und bis heute in die Zeit der Aufarbeitung hinein groß“, sagt Hoppermann. Sie findet, dass auch die Rolle der Kirche in der Corona-Pandemie so wohl von der Bischofskonferenz als auch vom Zentralkomitee der Katholiken aufgearbeitet gehört.

Sie sieht die Aufgabe der Kirche, den gesellschaftlichen Zusammenhalt zu fördern. In Hamburg würde sie sich eine größere Sichtbarkeit des Erzbistums wünschen. „Ich habe mich damals auch sehr für den Erhalt der katholischen Schulen in Hamburg ausgesprochen und finde, deren Schließung hat ein völlig falsches Signal gesendet.“

Zurück im Kleinen Michel setzt sich Franziska Hoppermann auf eine der schlichten Holzbänke. Denn tatsächlich ist das Gotteshaus oft der Ort, an dem sich die kleine Familie trifft. Denn sie pendelt zwischen Berlin und Hamburg, ihr Mann hat eine Stelle in Frankfurt, und der Sohn studiert in Heidelberg. „Aber an Wochenenden oder an besonderen kirchlichen Festen treffen wir uns hier in St. Ansgar, mein Mann sitzt an der Orgel, mein Sohn spielt Posaune, und ich singe. Oder wir genießen gemeinsam einfach die Messe und das Beisammensein in der katholischen Gemeinschaft.“

Jan Roßmanek

Es ist eine Woche der Extreme. Nirgends im Kirchenjahr liegen Jubel und Abgrund so dicht beieinander wie zwischen Palmsonntag und Ostermontag. Wer nur den Ostersonntag feiert, verpasst die halbe Geschichte. Denn zwischen „Hosanna!“ und „Er ist auferstanden!“ ereignet sich einfach alles, was menschliches Leben ausmacht: Ausgelassenheit und Enttäuschung, Nähe und Verrat, Angst, Einsamkeit und Hoffnung.

Palmsonntag – Begeisterung ist flüchtig

Es geht los! Der Einzug in Jerusalem. Der hohe Gast soll feierlich begrüßt werden, aber der rote Teppich fehlt. Also legt die Menge auf den Weg, was sie hat, notfalls die eigenen Kleider. Palmzweige werden abgebrochen, man winkt, man ruft, man feiert. Vermutlich waren es Dattelpalmen, die dem Sonntag vor Ostern seinen Namen gaben.

Und doch kommt dieser Jesus anders als erwartet. Nicht auf einem hohen Ross wie ein römischer Feldherr, sondern auf einem Esel. Im alten Israel ritt mancher König so, wenn er Frieden signalisieren wollte. Deshalb liegt in diesem Jubel mehr als Sympathie. Es ist die Sehnsucht nach einem Ausweg, nach einem, der die Dinge endlich geraderückt. Und manche hoffen auf den politischen Befreier gegen die verhasste Besatzungsmacht.

Palmsonntag stellt zugleich eine unbequeme Frage: Warum jubeln wir so schnell – und wenden uns genauso schnell ab? Begeisterung kann tragen, aber sie ist brüchig. Derselbe Weg, auf dem Jesus begrüßt wird, führt wenige Tage später zum Kreuz.

Gründonnerstag – Nähe vor dem Bruch

Nach dem Jubel kippt die Stimmung. Die ersten Tage in Jerusalem. Jesus geht in den Tempel, wirft die Händler hinaus und benennt, was schiefläuft. Es geht um Geld und Macht, um Religion als Geschäft, um ein System, das Menschen kleinhält. Jesus spricht vom Reich Gottes, in dem alles ganz anders ist, und gerät zunehmend in Konflikt.

Dann kommt der Abend, an dem Jesus alle zusammenruft, obwohl er weiß, was kommt. Sofort steht ein Bild vor Augen: Leonardo da Vincis „Das letzte Abendmahl“. Jesus in der Mitte, die Arme geöffnet, um ihn herum die Jünger in aufgewühlter Stimmung. Einer fragt, einer widerspricht, einer zieht sich zurück. Noch ist es ein gemeinsames Mahl, Brot und Wein gehen von Hand zu Hand – und doch liegt schon ein Riss in der Luft. Bei Leonardo wirkt es, als suche einer Halt beim anderen: Johannes ganz nah an Jesus, Petrus im Rücken, Hände, Blicke, Gesten – alles voller Span-



Das Osterfeuer am Ostersonntag soll der Finsternis die Stirn bieten und Hoffnung bringen.

Michae l Kor te / FUNKE Foto Services

Karwoche: Eine Reise durchs Dunkle ins Licht

Zwischen Palmsonntag und Ostermontag verdichtet sich alles, was menschliches Leben ausmacht: Freude, Verrat, Leid und neue Hoffnung.

nung. Auch Judas sitzt mit am Tisch.

Jesus feiert als Jude mit seinen Jüngern das Passahfest. Bis heute steht im Zentrum der Feier die Erinnerung an den Auszug des Volkes Israel aus Ägypten: aus der Sklaverei in die Freiheit. Jesus feiert letztlich die Erfahrung: Gott steht den Bedrängten bei. Gott befreit, immer wieder. Daran knüpft die christliche Feier des Abendmahls an, wenn am Gründonnerstag in Kirchen und Gemeindehäusern die Tische gedeckt werden. Gemeinschaft ist kein romantischer Zustand. Sie ist gerade dann wichtig, wenn es ernst wird.

Gründonnerstag hat nichts mit Frühlingsgrün oder grünen Speisen zu tun. Eine Deutung führt das „Grün“ auf das mittelhochdeutsche „greinen“ zurück – „weinen“. Im Mittelalter galt dieser Tag als Zeichen der Rückkehr: Wer eine Zeit der Buße hinter sich hatte, durfte wieder zum Abendmahl. Die Tischgemeinschaft wurde wieder offen – gerade für die, die mit Schuld leben und neu anfangen wollen.

Nach dem Mahl zieht es Jesus in den Garten Gethsemane. Er betet, ringt, sucht nach Halt, während die anderen müde werden. Dann der Kuss auf die Wange. Judas verrät ihn. Jesus wird verhaftet. Und die Freunde laufen weg – überfordert, ängstlich, beschämt.

Karfreitag – Und dann stirbt Gott

Früher hatte Karfreitag für viele einen strengeren Klang: ein stiller Tag, karg, ohne Tanz, ohne laute Musik. Um 15.00 Uhr machte das Radio mancherorts sogar Sendepause, um an die Sterbestunde Jesu

zu erinnern. Inzwischen ist vieles davon Vergangenheit. Vielleicht bleibt aber gerade deshalb die Frage: Wo erleben wir heute Ohn-macht? Wo müssen wir aushalten, dass wir nichts mehr „machen“ können – und dass Trost nicht sofort verfügbar ist?

Schon im Wort steckt Klage: „Kar-“ kommt vom althochdeutschen „kara“ und heißt „Klage“ oder „Trauer“. Karfreitag bedeutet also wörtlich Trauerfreitag. Das ist nur im deutschen Sprachraum so. Unsere Nachbarn sprechen vom „heiligen Freitag“: Good Friday, vendredi saint, Viernes Santo.

Karfreitag hält aus, was kaum auszuhalten ist: Scheitern, Gewalt, Tod. Jesus wird verurteilt – religiös begründet, politisch kalkuliert, getragen von der Angst vor Aufruhr. Der Tod am Kreuz ist eine brutale Hinrichtung. Und die Zumutung der christlichen Botschaft lautet: Gott bleibt dabei nicht fern. Gott stirbt am Kreuz – nicht jenseits des Leids, sondern mittendrin.

In den Kirchen wird das sichtbar. Vielerorts bleiben die Glocken stumm. Der Altar wird abgeräumt: keine weiße Tischdecke, keine Blumen, keine Kerzen. Plötzlich steht man vor einem leeren, kalten Klotz. Auch die Liturgie bleibt schlicht. Nichts wird übertönt. Man fühlt sich zurückgeworfen auf das Nichts.

Karsonnabend – Die große Stille

Karsonnabend ist der übersehene Tag. Kein großes Ereignis, keine starken Worte. Jesus liegt im Grab. Es ist der Tag dazwischen. Ein Tag, den viele aus eigener Erfahrung kennen: wenn nichts mehr zu sagen

ist und noch nichts Neues begonnen hat. Eine Leerstelle, die es auszuhalten gilt. Vielleicht ist der Karsonnabend deshalb einer der ehrlichsten Tage des Kirchenjahres. Noch ist nichts gut. Noch ist keine Lösung in Sicht. Noch herrscht Schweigen. Und doch wird genau hier geübt, was wir so am liebsten vermeiden: warten, aushalten, nicht vorschnell trösten.

Ostersonntag – Im Tale grünet Hoffnungsglück

Am Elbstrand, beim traditionellen Osterfeuer, fängt Ostern hanseatisch an: eine große Flamme, die der Finsternis die Stirn bietet. Und während die Elbe dunkel vorbeizieht, zieht vom Feuer her Hoffnung ein. In der Osternacht beginnt alles. Erst das Licht, dann ein Satz: „Er ist auferstanden!“ Kein Triumphgeschrei, sondern ein Freudenruf, der die Welt neu ordnet. Freude über den Friedenskönig, der doch kurz zuvor auf dem Esel in die Stadt geritten ist.

„Ostern“ selbst geht vermutlich auf ein altes Wort für „Morgenröte“ oder „Osten“ zurück – also auf den Moment, wenn es hell wird und ein



Hoch hinaus mit dem Kettenkarussell auf dem Hamburger Dom.
Hambur ger DOM

neuer Tag anbricht. In vielen anderen Sprachen leitet sich Ostern von Pessach ab – Pâques, Pasqua, Pascua – und erinnert damit direkt an das jüdische Befreiungsfest.

Die Osterfreude wird uns manchmal hierzulande leicht gemacht: Jede Knospe, jedes erste Grün und der erste Schmetterling zeugen von der Sehnsucht nach Überwindung des Todes. „Die Erde quillt“, dichtet Theodor Storm, „und alles treibt, und alles webt und schafft.“

Und dazu die kostbaren Osterbräuche. Eier sind schon seit der Antike Zeichen für Leben und Neubeginn. Gebracht und versteckt werden sie natürlich vom Osterhasen. Der Hase als Fruchtbarkeitsymbol. Anderswo bringt die Eier der Fuchs, der Storch, der Kuckuck. So viele Eierbringer wie lokale Traditionen. Aber ein entdecktes Osterei in Kindeshand ist doch so ziemlich das Beste, was an Ostern passieren kann. Osterbräuche sind oft kleine Sicherheitsrituale und Angstbändiger: Man tut etwas Kleines, man schmückt etwa den Osterbrunnen oder besprengt sich gegenseitig mit frisch geschöpftem Quellwasser und hofft, dass Gesundheit, Geld und Glück niemals ausgehen.

Aber Ostern ist so viel mehr als Frühling und Brauchtum. „Er ist auferstanden!“ ist der Osterruf. Wenn Jesus alles, was uns am Ende von Gott trennt, mit seinem Tod genommen hat, dann hat der Tod seine Macht verloren. Dann heißt Ostern neue Schöpfung: Gott schafft neues Leben, selbst dort, wo alles abgeschlossen scheint.

Aber wie lässt sich das alles erklären? Tod ist doch Tod! Und Jesus liegt doch eigentlich im Grab, hin-

ter dem schweren Stein. Es ist tröstlich, dass die Bibel diese Zweifel nicht übergeht. Auch die ersten Osterzeugen taten sich schwer, an die Auferstehung zu glauben. Die Frauen am leeren Grab werden von der Angst überrollt. Im Markusevangelium heißt es: „Zittern und Entsetzen hatte sie ergriffen. Und sie sagten niemanden etwas.“ Thomas will den Auferstandenen sehen, bevor er glauben kann. Osterfreude ist in der Bibel keine automatische Stimmung. Sie wächst gegen Zweifel an.

Ostermontag – Unterwegs verstehen

Zwei Jünger sind unterwegs, von Jerusalem Richtung Emmaus. Sie sind enttäuscht, erschöpft, innerlich leer. Dann kreuzt ein Fremder ihren Weg. Er hört zu, fragt nach, ordnet ihre Gedanken – und plötzlich bekommt ihre Geschichte wieder Sinn.

Erst am Tisch, als er das Brot bricht, erkennen sie plötzlich: Der Auferstandene war die ganze Zeit bei ihnen. Da verändert sich die Stimmung. Aus Rückzug wird Aufbruch, aus „Es ist vorbei“ wird „Es geht weiter“. Ostermontag ist der Tag der zweiten Chance: wenn Hoffnung nicht laut vom Himmel fällt, sondern unterwegs wächst.

Schluss – Ein heller Streifen am Himmel

Das ganze Leben verdichtet sich in diesen acht Tagen des Kirchenjahres. Diese Tage führen hinab – und sie führen hinauf. Sie erzählen von dem, was schwer ist. Und von dem, was trägt. Ostern ist kein Sprung aus der Wirklichkeit. Es ist ein neuer Blick auf sie.

Vielleicht funktioniert deshalb auch der Kinoklassiker „Die größte Geschichte aller Zeiten“ bis heute – trotz seines Hangs zur großen Bühne. Er zeigt die Karwoche als Panorama der Gegensätze: gleißendes Licht und tiefe Nacht, jubelnde Menge und verlassenener Garten, Mahlgemeinschaft und Kreuzeseinsamkeit. Und Max von Sydow spielt in diesem Hollywood-Evangelium von 1965 Jesus so zurückhaltend, dass die Geschichte still nachwirkt.

Das Kettenkarussell hebt auch in diesem Jahr auf dem Frühlingsdom wieder Menschen hinauf gen Michel und Elphi. Hoch oben drehen sie ihre Runden. Unter ihnen die Stadt, vertraut und schwer. Es ist alles etwas wackelig in den schmalen Gondeln. Und doch sieht von oben manches anders aus. Die Emmausjünger merkten es erst spät: Der, den sie für verloren hielten, ging längst neben ihnen. Manchmal braucht es nur einen Moment, in dem sich der Blick hebt. Und dann heißt es fliegen. Schwerelos. Himmelwärts.

Der Autor ist Pastor bei st. moment, Agentur der evangelischen Kirche in Hamburg.